

Konfessionelle Heimerziehung. Historische Aufarbeitung jenseits von Apologie und Skandalisierung.

Der Historiker Andreas Henkelmann beschäftigt sich seit Jahren mit der Geschichte des Seraphischen Liebeswerks in Deutschland. Für dieses Magazin fasste er einen Vortrag zusammen, in dem er sich mit der Geschichte der konfessionellen Heimerziehung in der frühen BRD auseinandersetzt.

Henkelmann benennt Ursachen, die zu Gewalt und Missbrauch geführt haben und macht deutlich, dass kirchliche Internate und Schulen als Teil der staatlichen/öffentlichen Erziehung keine Sonderstellung innehatten, sondern vielmehr Teil der »verspäteten Modernisierung« von öffentlicher Erziehung waren.

»Konfessionelle Heimerziehung in der frühen BRD – Perspektiven und Probleme der Geschichtsschreibung.« Ein Text von Dr. Andreas Henkelmann.

Im Jahr 2006 setzte eine breite Diskussion über die Geschichte der konfessionellen Heimerziehung in der frühen BRD ein. Ausgelöst wurde sie vor allem durch Publikationen des Journalisten Peter Wensierski. Sein in diesem Jahr erschienenes Buch *»Schläge im Namen des Herrn«* nimmt die These im Titel schon vorweg: Die Heimkinder wurden in einem religiösen Zwangssystem erzogen. Systematische Quälereien waren an der Tagesordnung. Zudem wurden die Kinder und Jugendlichen finanziell ausgebeutet, da ihre Arbeit oftmals un- oder zumindest unterbezahlt blieb. Öffentlicher Druck¹ führte dazu, dass eine Reihe von differenzierten historischen Untersuchungen in Auftrag gegeben wurde, ohne dass mit ihrem Erscheinen alle Fragen geklärt werden konnten. Dies hängt v.a. damit zusammen, dass sich einige Zusammenhänge als vielschichtig und mehrdeutig herausstellten.

Gut verdeutlichen lässt sich dies an den Erinnerungen von Resi Röder an ihre Zeit in verschiedenen Heimen im Rheinland während der 1950er Jahre.² Der Grundtenor fällt äußerst negativ aus. An Brutalität stechen besonders zwei Ordensschwestern hervor. So wurde Röder in einem Heim, in dem sie eine Haushaltungsschule besuchte, von einer Ordensschwester brutal verprügelt, als sie auf eine Arbeitsanweisung mit Widerwillen reagiert hatte. Zudem wurde sie auch psychisch gedemütigt. Man kann Röders Erinnerungen als Beleg für die Existenz einer Schwarzen Pädagogik sehen, also einer Pädagogik, die ausschließlich auf Gewalt und Unterdrückung setzt.

Interessanterweise erzählt Röder aber auch von Ordensschwestern, die den Mädchen anders begegneten. Eine Schwester Johanna, die Röder als

»gute Gruppenschwester« (Röder, S. 227) bezeichnet, brachte den Mädchen heimlich das Tanzen bei. Auch der Sportunterricht in einem Heim gefiel ihr genauso wie das Singen im Chor und das Malen bei einer anderen Schwester. Ausführlich und äußerst positiv berichtet Röder über eine mehrtägige Fahrt mit zwei jungen Schwestern, welche die Mädchen – entgegen der sonst üblichen fast permanenten Überwachung – auch stundenweise alleine gehen ließen. Geht man allein von Röders Erinnerungen aus, wird deutlich, dass einfache Erklärungsmuster oft nicht ausreichen. Wenn man versuchen möchte, entsprechende Ambivalenzen zu deuten, empfiehlt sich ein multiperspektivischer Zugang. Drei in ihrer Perspektivierung höchst unterschiedliche Ansätze sollen im Folgenden skizziert werden, um mögliche Verständnishorizonte zu eröffnen.

Verspätete Modernisierung: Das System der öffentlichen Erziehung in der frühen BRD

Auch wenn im Mittelpunkt der Diskussion die konfessionelle Heimerziehung steht, bleibt doch festzuhalten, dass diese als Akteur der öffentlichen Erziehung handelte. Dies lässt sich gut an der Fürsorgeerziehung zeigen. 1900 im Deutschen Reich eingeführt, besagte das Fürsorgeerziehungsgesetz, dass Minderjährige, die verwahrlost sind oder in Gefahr stehen zu verwaarloosen, in öffentliche Erziehung aufzunehmen sind. Viele Befürworter dieses Gesetzes betonten v.a. in Abgrenzung zur Bestrafung durch einen Gefängnisaufenthalt den Erziehungscharakter als entscheidendes Anliegen. Faktisch handelte es sich allerdings um eine Maßnahme, die auch mit Zwang durchgesetzt werden konnte, und entsprechend wurde sie von vielen Minderjährigen wahrgenommen – entgegen den großen Reformversprechen war die Fürsorgeerziehung bereits wenige Jahre nach ihrer Einführung äußerst umstritten. Trotzdem wurde das Gesetz auch in der frühen BRD lediglich modifiziert, aber nicht grundlegend geändert.

Unter welchen Bedingungen erfolgte nun ihre Umsetzung in dieser Zeit? Hier bietet sich als ein aussagekräftiges Beispiel das Landesjugendamt Rheinland an.³ Im Rheinland wie auch in allen anderen überwiegend katholischen Regionen erbaute es bzw. die Vorgängerbehörde nur wenige eigene Häuser und verließ sich damit v.a. auf die Kooperation mit konfessionellen Organisationen. Während der 1950er und 1960er Jahre waren so rund 75 % der Minderjährigen in Fürsorgeerziehung, die in Heimen untergebracht waren, in konfessionellen Einrichtungen. ►

- Man kann nun gut erkennen, dass während der 1950er Jahre im Zuge des Wirtschaftswunders eine Modernisierung der öffentlichen Erziehung im Rheinland einsetzte, und zwar über eine rege Bautätigkeit. So konnten Schlafsäle verkleinert, Freizeiträume und auch Sportanlagen eingerichtet werden. Allerdings hielten diese Maßnahmen mit

Die ausgeprägte Sorge, sündhaftes Verhalten schon im Keim ersticken zu müssen, führte zu einer äußerst misstrauischen bis ablehnenden Einstellung zu Emotionen aller Art.

den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen nicht Schritt. Vor allem während der 1960er Jahre lässt sich beobachten, dass der Bedeutungsschub von postmateriellen Selbstentwertungswerten die Heime unter enormen Druck setzten. Damit ergaben sich neue Konfliktzonen um Fragen wie: Durften

Mädchen rauchen? Und wenn ja, wann und wie oft? Durften sie sich schminken? Wie lange durften sie ausgehen, welche Musik hören?

Diese Fragen überforderten viele Einrichtungen und ihr Erziehungspersonal, das in den konfessionellen Heimen fast ausschließlich von religiösen Gemeinschaften gestellt wurde. In der Folge implodierte das System der öffentlichen Erziehung bereits vor den Heimrevolten 1969, wie sich an der großen Zahl von Fürsorgezöglingen zeigen lässt, die das Landesjugendamt nicht mehr unterzubringen vermochte.

Zwischen Gotteskindschaft und Askese: Die Spiritualität der Ordensschwwestern

Gerade mit Blick auf die Ordensschwwestern ist eine weitere Perspektivierung nötig, und zwar der Blick auf ihr religiöses Selbstverständnis. Hierzu hat die niederländische Forscherin Annelis van Heijst wichtige Überlegungen angestellt, indem sie auf Ambivalenzen in der Spiritualität der Kongregationen der Armen Zusters van het Goddelijk Kind und ihre Auswirkungen auf den Erziehungsstil hinweist.⁴ Einerseits erkennt sie in der Frömmigkeit der von ihr untersuchten Kongregation ein enormes Potential an Solidarität für Menschen in Not, da durch das Motiv der Gotteskindschaft über die Vorstellung einer spirituellen Verwandtschaft ein besonderes Näheverhältnis aufgebaut wurde. Andererseits war die religiöse Gemeinschaft von einer asketischen, gegenüber der Welt als Ort der Sünde feindlich eingestellten Frömmigkeit geprägt. Privatfreundschaften unter Ordensmitgliedern oder von Ordensschwwestern mit einem Zögling

waren nicht gestattet. Über aufopfernde Arbeit sollte die Ordensfrau am Sühneopfer Christi Anteil nehmen. Dies bewirkte eine große Wertschätzung des Leidens und nach Einschätzung von van Heijst auch eine gewisse Indifferenz gegenüber Schmerzerfahrungen der Heimkinder.

Diese Ambivalenz spiegelt sich auch in den Erziehungsgrundsätzen von 1869 wider. Einerseits wird so etwa festgehalten, dass Bestrafungen zurückhaltend ausgeübt und auf mögliche Konsequenzen im Verhalten der Kinder geachtet werden soll. Andererseits zeigt sich ein dualistisches Weltbild. Die Vorrangstellung der Seele vor den leiblichen Bedürfnissen sowie die ausgeprägte Sorge, sündhaftes Verhalten schon im Keim ersticken zu müssen, führten zu einer äußerst misstrauischen bis ablehnenden Einstellung zu Emotionen aller Art. Das Moment der Distanz spielte eine große Rolle. Die Ordensschwwestern durften untereinander keine Freundschaften pflegen, all ihre Anstrengungen sollten stattdessen auf die Gottesliebe gerichtet sein. Diese Haltung wurde auch von den Heimkindern erwartet.

Diese Ambivalenzen prägten auch noch 100 Jahre später den Erziehungsstil, wie sich an den Interviews, die van Heijst mit Ordensschwwestern führte, zeigen lässt. So berichtete eine Ordensschwester über ein Problem, das sie als junge Ordensschwester hatte, nämlich die Frage, ob sie ein Kind auf den Schoß nehmen durfte. Nach langem Abwägen entschied sie sich schließlich dafür. Damit ist eine dritte Perspektivierung angesprochen.

Heimerziehung als personales Geschehen

Diese Perspektivierung findet sich auch in den Erinnerungen Röders wieder, die sowohl ihre positiven wie auch ihre negativen Erfahrungen an die Zeit im Heim immer in Bezug zu einer konkreten Person bringt. Genauer untersucht worden ist die Frage nach der Bewertung eines Heimaufenthaltes in Abhängigkeit davon, ob die oder der Befragte dort eine Bezugsperson fand, von dem Erziehungswissenschaftler Klaus Esser.⁵

Er verschickte an 1.550 ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohner von sechs in Nordrhein-Westfalen gelegenen stationären Einrichtungen, darunter vier Kinder- und Jugenddörfern, einen umfangreichen und detaillierten Fragebogen. 344 Rücksendungen konnten ausgewertet werden, wobei auf diese Weise Erinnerungen zwischen 1949 und 1970 eingefangen wurden. Dabei fiel das Gesamturteil erstaunlich positiv aus – nur

3,6 Prozent bewerteten den Lebensabschnitt mit »sehr schlecht«, 4,8 Prozent mit »schlecht«, 6,9 Prozent mit »mittel«, 31,6 Prozent mit »gut« und 53 Prozent mit »sehr gut« (Esser, S. 386-388). Anzumerken ist, dass, wie die Umfrage zeigt, ein positives Gesamturteil auch trotz traumatisierender Erinnerungen ausgesprochen werden kann. Gerade diese merkwürdige Spannung gibt der Frage nach positiven Wirkfaktoren ein besonderes Gewicht. Als wichtigsten Aspekt führt die Studie den Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung zwischen der oder dem Minderjährigen und einer Person in der Einrichtung auf, die sowohl unter Schwestern und weltlichen Erzieherinnen als auch Geistlichen, Lehrern oder sogar Hauswirtschaftskräften gefunden wurde. Die Bedeutung einer solchen positiven Beziehung zeigt sich an einer Fülle von Antworten, von denen hier nur eine kleine Anzahl aufgeführt werden kann. So nannte über die Hälfte (51,7 %) der Befragten auf die Frage nach positiven Erfahrungen eine Person, die ihnen half, ihre Heimzeit als positiv zu erleben. Erst an zweiter Stelle mit 36,7 Prozent folgen Antworten aus dem Bereich »Gruppe und Gemeinschaft«. Außerdem ist evident, dass diejenigen mit einer Bezugsperson andere Qualitätsmerkmale wie etwa die Regeln im Heim, wesentlich besser befanden als diejenigen ohne eine entsprechende Person. Auch die eingangs zitierte Frage nach der Gesamtbewertung des Heimaufenthaltes zeigt signifikante Unterschiede auf. Während die ehemaligen Heimkinder mit Bezugsperson eine Durchschnittsnote von 1,58 angaben, bewertete die Gruppe ohne eine solche Person ihren Aufenthalt mit 2,5, also rund eine Note schlechter.

Fazit

Nach nunmehr etwa acht Jahren intensiver Diskussion um die Heimerziehung in der frühen BRD ist es aktuell ruhiger geworden, auch weil die Empfehlungen des Runden Tisches und der Entschädigungsfonds so etwas wie einen öffentlichen Abschluss darstellen. Allerdings ist zu hoffen, dass es nicht zu einem Abschluss der historischen Forschung kommt, da wichtige Aspekte dieser Geschichte bislang nur randständig untersucht worden sind. Dazu zählt nicht zuletzt die Rolle der Orden. Es ist zu hoffen, dass sich die Ordensgeschichte produktiver als bislang in die Diskussion einmischt. Entscheidend, um so vielschichtige Erinnerungen wie die von Resi Röder angemessen erklären zu können, ist die Multiperspektivität: Es geht darum, die komplexe Geschichte der Heimerziehung aus verschiedenen Blickwinkeln einzufangen und zu deuten. Auf die Caritas- und Ordensgeschichte bezogen bleibt dabei zu konstatieren, dass die Wahrnehmung derjenigen, die in den Einrichtungen lebten und für welche die Fürsorge gedacht war, zu oft vernachlässigt worden ist, ihre Erinnerung ist aber für die Geschichtsschreibung unverzichtbar. Die Notwendigkeit einer solchen weitergehenden historischen Aufarbeitung jenseits von Apologie und Skandalisierung sollte gerade für die konfessionellen Organisationen außer Frage stehen – allein der eigenen Glaubwürdigkeit wegen ist sie dringend geboten.

DER AUTOR



DR. ANDREAS HENKELMANN

Dr. Andreas Henkelmann reichte 2005 eine Dissertation über *„Das Seraphische Liebeswerk und die Umbrüche im caritativen Katholizismus (1889-1971)“* an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum (RUB) ein. Er arbeitet dort als Geschäftsführer des Zentrums für ange-

wandte Pastoralforschung sowie als Wissenschaftlicher Mitarbeiter für das Projekt CrossingOver am Lehrstuhl für Kirchengeschichte II und erstellt eine Habilitationsschrift im Fach Mittlere und Neue Kirchengeschichte.

VERWEISE

1. Auf die politischen Konsequenzen kann im Folgenden nicht eingegangen werden, vgl. zum vom Deutschen Bundestag 2009 eingesetzten Runden Tisch: <http://www.rundertisch-heimerziehung.de/> [abgerufen am 14.6.2014] sowie zum auf Grundlage der Empfehlungen des Runden Tisch 2011 gegründeten Fonds: <http://www.fonds-heimerziehung.de/fonds/runder-tisch-heimerziehung.html> [abgerufen am 14.6.2014].

2. RESI RÖDER, *„Weihrauch und Bohnerwachs. Eine Jugend als Heimkind“*. Münster 2009.

3. Vgl. zum Folgenden ausführlich ANDREAS HENKELMANN / UWE KAMINSKY / JUDITH PIERLINGS / THOMAS SWIDEREK / SARAH BANACH, *„Verspätete Modernisierung. Öffentliche Erziehung im Rheinland – Geschichte der Heimerziehung in Verantwortung des Landesjugendamtes“* (1945–1972), Essen 2011.

4. ANNELIS VAN HEIJST, *„Models of Charitable Care. Catholic Nuns and Children in their Care in Amsterdam“*. 1852–2002, Leidenu.a. 2008.

5. KLAUS ESSER, *„Die retrospektive Bewertung der stationären Erziehungshilfe durch ehemalige Kinder und Jugendliche. Ein Beitrag zur Qualitätsentwicklung und Wirkungsorientierung“*, Diss. päd. Köln 2010 <http://kups.ub.uni-koeln.de/3155/> [abgerufen am 31.7.2012]; stark gekürzt erschienen als KLAUS ESSER, *„Zwischen Albtraum und Dankbarkeit. Ehemalige Heimkinder kommen zu Wort“*, Freiburg i. Br. 2011.